

Anisha Mörtl

LOTOS- TOCHTER

Ich bin ein gestohlenes Kind

südwest^o

und zappelte. Damals wusste ich noch nicht, dass es ein Wort für sein Verhalten gibt: Sebastian war höchstwahrscheinlich hyperaktiv, und am Anfang ging er mir damit ziemlich auf die Nerven. Um ihn besser kennenlernen zu können, nahmen wir ihn mit in unser Hotel, und dort ging die Hopserei und Zappelerei weiter.

Trotzdem, oder vielleicht auch deswegen, schloss ich Sebastian in den folgenden Tagen fest in mein Herz. Wir schliefen im selben Zimmer und mit der Zeit gewöhnte ich mich an ihn. Dieses Kerlchen war ja noch kleiner als ich, und meine Beschützerinstinkte erwachten. Ich nahm ihn an der Hand, spielte mit ihm, zog ihn auf meinen Schoß und gab ihm Bussis. Jetzt hatte ich ein Brüderchen, und wenn Sebastian auch manchmal anstrengend sein konnte, war ich überglücklich.

Und dann, eines Tages, war er plötzlich wieder verschwunden.

Es hatte Ärger mit der

Vermittlungsorganisation gegeben, die auf einmal exorbitante Geldforderungen stellte. Meine Eltern hatten Sebastian zu einem Arzt gebracht und einen Gesundheitscheck mit ihm machen lassen. Das hatten wiederum die Adoptionsvermittler als Beleidigung aufgefasst. Als meine Eltern sich schließlich weigerten, die überraschend hohe Vermittlungsgebühr zu bezahlen, verweigerte man ihnen das Sorgerecht für den kleinen Sebastian.

»Er hat eh so gehustet«, sagte meine Mutter noch Jahre später, »wir hätten ihn sowieso nicht mit nach Deutschland nehmen können.«

Von einem anderen Adoptivkind war danach nie wieder die Rede.

Ich aber war enttäuscht. Und erschüttert. Ich hatte mich an Sebastian gewöhnt, für mich war er bereits mein kleiner Bruder gewesen. Ich hatte ihn lieb gewonnen, hatte ihn an der Hand gehalten, auf meinem Schoß gewiegt und ihm

Bussis gegeben. Und dann war er auf einmal wieder weg. Weil er hustete. So wie ich.

Die Erwartungen meiner Mutter

Meine Mutter hat kurz nach meiner Ankunft in Deutschland ihren Beruf aufgegeben, um sich ganz mir und meiner Erziehung widmen zu können. Und so hatte sie sehr viel Zeit für mich. Ich bin mir sicher, dass sie ihre Sache gut machen und mir, dem Waisenmädchen aus den Slums von Indien, eine echte Chance für ein besseres Leben geben wollte. Schon vor meiner Einschulung sagte sie oft zu mir: »Für eine Frau ist es wichtig, dass sie auf eigenen Beinen stehen kann. Sie braucht einen guten Beruf, eine solide Ausbildung, am besten ein Studium. Das ist das A und O, denn dann haben die Leute Respekt vor dir und du wirst von allen geachtet.«

Sie selbst, sagte sie, hätte diese Möglichkeiten nicht gehabt. Sie wuchs als

Älteste von drei Geschwistern auf und musste auf die Jüngeren aufpassen. Sie waren Mamas Lieblinge, während meine Mutter nicht wirklich zählte. So kam es, dass sie mit siebzehn Jahren von zu Hause wegging und ins Ausland zog. Ich denke, sie fühlte sich von ihrer Familie nie wirklich geliebt und bekam zudem nicht die Chance, eine gute Schulbildung, geschweige denn ein Studium zu absolvieren. Während ihre jüngere Schwester einen Zahnarzt heiratete, wurde ihr kleiner Bruder Arzt. Und das war es, was sie für mich beschlossen hatte: Auch ich sollte einmal Ärztin werden.

Sie selbst war Arzthelferin.

Es ist ganz normal, dass Mütter für ihre Kinder nur das Beste wollen, doch meine Mutter übertrieb es von Anfang an. Schon in der Grundschule wachte sie streng über meine schulischen Leistungen, und wehe, ich brachte einmal nicht die beste Note mit nach Hause,